

GREGOR WEBER

Krieg ist nur vorne
Scheiße,
hinten geht's!

EIN SELBSTVERSUCH

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Copyright © 2014 by Droemer Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München / Gregor Weber
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-27610-5

2 4 5 3 1

Inhalt

Prolog: Wer stehen bleibt, stirbt	7
Wieso, weshalb, warum? – Wer nicht fragt ...	15
You're in the army now ...	28
Im Blick	38
Nennen wir es Krieg	49
Auf dem Weg	60
Der Berg ruft	70
Angriff am Torjoch	80
Die Mühen der Ebene(n)	95
Wintertraining	102
Temperaturanstieg	113
Camping	124
Camping, Teil II	134
Wehrauftrag	149
Raus, raus	160
Ganz ruhig, es läuft	173
Für Afghanistan?	190
Im Angesicht ...	206
Camping, extended version	215
Aus, aus, das Spiel ist aus ...	227
Epilog: Look back in ...?	245
Verzeichnis der Abkürzungen	251

Prolog: Wer stehen bleibt, stirbt

Routinefahrt.

Was auch immer das heißen mag in Afghanistan. Angeblich gibt es im Einsatz ja keine Routine. Standards ja, oder SOPs, *Standing Operation Procedures*, aber keine Routine, um Himmels willen.

Das wird einem eingebleut. Den aktiven Soldaten schon in der Grundausbildung und dann in der Spezialgrundausbildung. Und auf allen weiterführenden Lehrgängen.

Alte Säcke wie ich lernen es während der Feldweibel- oder Offizierslehrgänge für Reservisten.

Und alle kriegen es wieder und wieder in den gemeinsamen Einsatzvorbereitungen hingerieben. »Lassen Sie keine Routine aufkommen. Routine ist gefährlich, dann machen Sie Fehler.«

Aber so ist das mit vielem, das man in der Vorbereitung lernt. Es wird mit großer Verve erklärt. Männer und Frauen, die schon im Einsatz waren, stehen vor solchen, die es jetzt zum ersten Mal machen werden, und haben die ganzen Horrorgeschichten parat. Warnen. Mahnen. Wiederholen. Können gar nicht oft genug hinweisen, machen es noch mal deutlich.

Und in einem selbst baut sich ein Bild auf: Man wird ständig im Stress sein. Die Augen werden wie gehetzt hin und her flitzen, die Landschaft absuchen nach Hinweisen. Man wird dauernd an der Sicherung seiner Waffe herumdoktern, sich vergewissern. Vor Abfahrt wird man zehnmals nachsehen, ob

Gewehr und Pistole wirklich geladen und bereit sind. Den Sitz der Schutzweste überprüfen, sich zum hundertsten Mal fragen, ob ein leichter Kevlargefechtshelm wirklich genauso gut wie oder sogar besser schützt als der beruhigend schwere Stahlhelm, den man noch aus dem Wehrdienst vor mehr als zwanzig Jahren kennt, und ob diese Kunststoffschutzbrille tatsächlich einen Schrotschuss aus einem Meter Entfernung davon abhalten kann, einem das Augenlicht zu nehmen.

In den ersten Tagen, vor den ersten Ausfahrten, ist es dann auch wirklich so. Aber es wird täglich weniger, rapide. Weil man erkennt: So einen Stress hält kein Mensch vier oder sechs Monate lang aus. Man muss einen Gang zurückschalten. Verdrängen. Und dann fällt einem ein, dass sie das auch gesagt haben bei der Einsatzvorbereitung. Dass man handlungsfähig bleiben muss. Keine Panik kriegen darf. Nicht die ganze Zeit Angst haben soll.

Dann sagt man abends am Telefon zu seiner Frau: Ist nur eine Routinefahrt morgen. Weil man weiß, dass die zu Hause erst recht keine Panik kriegen dürfen. Weil sie genug um die Ohren haben. Weil sie sich nicht noch mehr Sorgen machen müssen.

Und weil man es selbst so will und nicht anders: Dass es eine Routinefahrt ist, eine Busfahrt, etwas, das jeden Tag gemacht wird und jeden Tag gutgeht und deswegen auch morgen gutgehen wird. Heute gutgeht.

Und dann fährt man mit sieben oder acht gepanzerten Fahrzeugen von Kunduz nach Taloqan, keine hundert Kilometer nach Osten. Und baut dort etwas ab, weil die Bundeswehr sich ja aus dem Raum Kunduz zurückzieht, den Afgha-
nen die Sicherheitsverantwortung in eigene Hände übergibt, wie es im ISAF*-Sprech so schön heißt. Und Taloqan baut

* ISAF = International Security Assistance Force Afghanistan

man eben jetzt schon ab. Da standen ja eh nur noch zwei Mannschaftszelte und ein Sanitärcontainer am Rande eines Feldlagers der afghanischen Armee, damit ein paar deutsche Ausbilder oder CIMIC*-Leute, deren Auftrag länger dauerte als ein paar Stunden, dort übernachten konnten. In einem eigenen Bereich, im sogenannten »Deutschen Eck«.

Und merkt, dass die afghanischen Soldaten, die beim Aufräumen helfen, sich einerseits freuen, dass sie eine Menge Feuerholz bekommen für ihre Küche, aber andererseits nicht sehr begeistert scheinen, dass sie jetzt also tatsächlich die alleinige Sicherheitsverantwortung haben werden, auch wenn wir ihnen hier eh nicht mehr allzu viel geholfen haben.

So kommt es mir zumindest vor, vielleicht täusche ich mich auch.

In Afghanistan täuscht man sich schnell, wenn man keine Ahnung hat. Und wer hat schon Ahnung? Ich bestimmt nicht. Ich bin kein Berufssoldat, kein Entwicklungshilfeprofi, kein Politikwissenschaftler. Ich bin Autor, Schauspieler, Koch, Ehemann, Vater. Deutscher Wohlstandsbürger, Winkelbewohner, Wiesenspazierer.

Und Reservist.

Wie jeder, der irgendwann mal Wehrdienst geleistet hat. Nach zwanzig Jahren als Zivilist und am Ende eines langen Prozesses des Überlegens, nach intensiven Gesprächen mit meiner Frau und den Kindern, mit Freunden und Bekannten, nach einer Unmenge von Anrufen, Briefen, Mails, nach Wochen und Monaten der Lehrgänge und Ausbildungen bin ich nicht mehr Gregor oder Herr Weber oder Schatz oder Papi, sondern Feldwebel Weber, Angehöriger der Reserve der Gebirgsjägerbrigade 23, jetzt Pressefeldwebel im »Unterstützungsverband Kunduz« in Taloqan, Afghanistan. Mit 44 Jah-

* CIMIC = Civil Military Cooperation, militärische Unterstützung für zivile Aufbauprojekte

ren und mittlerer Fitness laufe ich auf staubigem Boden, von karg begrünten Hügeln eingeschlossen, die Sonne brettet gute 42° Celsius vom wolkenlosen Himmel.

Irgendwann ist dann alles gepackt. Der Müll getrennt, wir sind ja Deutsche, und wir lassen den Afghanen nur das Holz zurück, weil wir wissen, dass sie es wirklich nutzen in der Küche. Unseren Müll nehmen wir mit, den werden wir im Feldlager Kunduz sortiert abgeben an die afghanische Müllabfuhr, die dann vermutlich alles auf einen großen Haufen irgendwo wirft, Verwertbares wird mitgenommen oder verkauft und der Rest angezündet.

Wir hinterlassen das »Deutsche Eck« besenrein sozusagen, nur der afghanische Staub bleibt zurück und die aufgestapelten Hescos, die riesigen Drahtkörbe mit Pappeneinsatz und mit Schüttgut gefüllt, aus denen hier Schutzmauern gebaut werden. Praktische Sache und effektiv. Steine und Schüttgut gibt es nämlich in Afghanistan jede Menge.

Und dann fahren wir wieder zurück nach Kunduz.

Ich habe Fotos gemacht, als Dokumentation des Rückbaus, das gehört zu meinem Job als Pressefeldwebel. Ich habe dem »religious and cultural advisor« (religiöser und kultureller Berater) des afghanischen Bataillons einen Brief unseres CIMIC-Offiziers übergeben, der sich gerne von dem afghanischen Offizier verabschiedet hätte, aber für den es keinen Platz mehr im Konvoi gab. Dann sitze ich wieder vorne in einem Transportpanzer »Fuchs«, ein über vierzig Jahre altes Modell. Aber dieser hier ist eher neu, und unser Konvoi rumpelt über die staubigen Landstraßen, über Schotter, bis wir wieder Asphalt unter den Rädern haben auf dem Highway. Über die Brücke, die den Taloqan-River überspannt, durch Dörfer, die bei uns kaum Dörfer hießen, sondern allenfalls Flecken, aber so etwas Kleines, in die Landschaft Geworfenes, Verwittertes und Armes gibt es ja gar

nicht mehr im fetten Deutschland. Jedes Gehöft ist aus Lehm, von Lehmmauern umschlossen, verschlossen wie eine kleine Burg. An den Straßenrändern fast nur Männer und Kinder. Erwachsene Frauen immer in Burkas und in Eile. Sie ziehen Kinder oder tragen Einkäufe, schnell, schnell heim. Die Männer gucken meistens lethargisch oder gar nicht oder skeptisch. Vielleicht feindlich, aber das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Liegt es an der Fremdheit, oder haben Afghanen durch den Krieg gelernt, keinen Hass in ihren Gesichtern sehen zu lassen? Die Kinder sind immer Kinder. Zumindest bis sie acht oder neun Jahre alt sind. Dann schleicht sich die Lethargie in die Buben und die Scheu in die Mädchen. Die Kleineren winken, lachen, zeigen mit den Händen Bälle in die Luft, weil wir früher oft Bälle verteilt haben. Jetzt nicht mehr. Weil es so schwer ist, nicht für alle etwas zu haben, sagen die einen. Weil wir uns an jeder Front zurückziehen, sagen die anderen, auch an denen, an denen wir gut gekämpft haben. Sie laufen neben den schweren Fahrzeugen her und manchmal davor, das verursacht mir fast Panik. Ein Kind zu überfahren ist überall das Schlimmste, aber dann auch noch hier? Wir in Waffen und Stahl und so ein zartes, ungeschütztes Kind?

Ich sehe so gerne Afghanistan und die Afghanen, vor allem das, weil es um die eigentlich geht bei alledem hier, aber ich bin dann doch immer wieder erleichtert, wenn wir die Ortschaften verlassen. Mit der Landschaft kann man nichts falsch machen, und wer sie nutzt, um uns anzugreifen, um den muss ich mir keine Sorgen machen. Er macht sich auch keine um mich.

Wir fahren jetzt wieder an den weichen Ausläufern des Hindukusch vorbei. Reisfelder, Getreide. Ein wunderschöner Tag heute in der Kornkammer Nordafghanistans. Das Land zeigt sich hier von seiner grünsten Seite.

Ich mache unaufhörlich Fotos, weil ich endlich mal vorn in einem Fahrzeug sitze und durch die große Frontscheibe knipsen kann und nicht hinten, wo es im »Fuchs« gar keine und im »Dingo« nur sehr kleine Fenster gibt.

Wir sind schon wieder in der Provinz Kunduz, nicht mehr sehr weit vom Lager entfernt, da bleiben wir stehen. Normaler Verkehrsstop. Kreuzung oder so. Unser »Fuchs« ist das letzte Fahrzeug. Ich quatsche mit dem Fahrer, die Kameraden hinten quatschen auch. Dann geht es weiter, hören wir über Funk vom Zugführer. Der Fahrer haut den Gang rein, der Motor geht aus.

Bisschen schnell kommen lassen, denke ich. Denkt er wohl auch und lässt den Motor wieder an. Legt den Gang ein. Der Motor geht aus.

Das Spiel wiederholt sich.

Wenigstens bewegt sich der ganze Konvoi sehr langsam, und so ist der Abstand noch klein zum nächsten Fahrzeug. Aber wir müssen dem Zugführer Bescheid sagen, dass etwas mit dem Motor nicht stimmt.

Der Konvoi bleibt stehen, der Fahrer versucht es wieder und wieder. Der Motor lässt sich problemlos starten, aber sobald er den Gang einlegt, stirbt er ab.

Und jetzt steht dieses Fahrzeug.

In Afghanistan.

Ich habe in allen Lehrgängen gelernt, dass es nicht gut ist, hier in einem Fahrzeug stehen zu bleiben, schon gar nicht auf freier Strecke, so wie wir jetzt. Die Fahrzeuge vor uns stehen schon zwischen Gebäuden und Mauern, zwischen ein paar Gehöften an der Strecke.

Wir hinten stehen auf freiem Feld. Links und rechts geht es je einen Kilometer in die Tiefe. Welliges Gelände, bewachsen, von Gräben durchzogen, einzelne Bäume. Unübersichtlich. Ideal für Hinterhalte mit Panzerabwehrwaffen.

Und das Fahrzeug heißt zwar Transportpanzer, aber genau genommen ist das kein Panzer, sondern lediglich ein geschütztes Fahrzeug.

Eine Panzerfaust kann von der konisch geformten Außenhülle abprallen, wenn man Glück hat, aber wenn die Hohlladung zündet, dann sind wir alle Grillfleisch hier drin. Keine Chance.

Ich denke an den Satz, den ein junger Hauptmann vor ein paar Wochen zu mir gesagt hat, nach einem 280-Kilometer-Konvoi aus über dreißig Fahrzeugen von Kunduz nach Mazar-e Sharif:

»Wer stehen bleibt, stirbt.«

Der »Fuchs« wiegt siebzehn Tonnen, er ist das zweit-schwerste Kampffahrzeug im Konvoi. Und ein »Fuchs« kann nicht von einem anderen »Fuchs« abgeschleppt werden, dafür hat er zu wenig Kraft. Ein »Dingo« schafft es sowieso nicht. Nur der »Boxer«, das neueste Gefechtsfahrzeug der Bundeswehr, ist dazu in der Lage, wenn man den nicht im Konvoi hat, dann kann man nur auf den Bergepanzer aus dem Feldlager warten oder – im schlimmsten Falle – muss man das Fahrzeug sogar selbst sprengen und die Besatzung auf den Rest des Konvois verteilen.

Wir haben einen »Boxer« dabei. Aber der ist ganz weit vorn. Unsere Version des »Boxers« ist ein sogenanntes Funk- und Führungsfahrzeug, quasi die rollende Kommunikations- und Kommandozentrale des Konvois, auch wenn der Konvoiführer nicht drin sitzt.

Der »Boxer« muss nach hinten. Auf dieser engen Straße mit einigem Gegenverkehr. Nicht einfach.

Wir müssen Geduld haben, hier in unserem »Fuchs«, der auf der Strecke steht und nicht weggann. Aus dem heraus wir mit einer Bordwaffe schießen können, die ich mir noch nicht mal angeschaut habe beim Losfahren. Ich habe keine

Ahnung, ob es ein ganz normales Maschinengewehr ist, oder ein schweres MG, oder eine Granatmaschinenwaffe. Wir können auch aussteigen und den Kampf zu Fuß aufnehmen. Oder wegrennen. Oder gegrillt werden, wie sie in den Hollywoodfilmen immer so cool sagen.

Ich schaue nach links in die Tiefe und nach rechts. Alles friedlich.

Wirklich?

Ich bin freiwillig hier. Ich wollte es wissen.

Ist es das jetzt?

Ist das jetzt mein Krieg?

Wieso, weshalb, warum? – Wer nicht fragt ...

Warum machst du das?« – »Warum tust du dir das an, deiner Familie?« – »Was sagt deine Frau dazu?«

Von Anfang an waren das die Fragen.

»Du musst doch nicht ...«

Stimmt.

Das war, so seltsam es klingt, einer der Gründe, warum ich es machen wollte. Dass ich nicht muss.

Weil ich in einem Land lebe, das mich als normalen Bürger nicht zwingt, in seine Kriege zu ziehen. Dessen Verteidigung ich sogar mit Hinweis auf mein Gewissen verweigern darf. Ein Land, das es – zumindest nach den Buchstaben seiner Verfassung – selbst in größter Not hinnimmt, dass mir als seinem Bewohner die Reinheit des eigenen Gewissens wertvoller ist als die Freiheit aller.

Allein das war es mir immer wert, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Diese Freiheit. Und deswegen habe ich es vor über zwanzig Jahren nach mehreren Anläufen aufgegeben, eine Begründung für meinen Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer zu schreiben, und mich entschlossen, Wehrdienst zu leisten. Mein Weg nach Afghanistan begann im Grunde schon mit dieser Entscheidung.

Ich habe tiefen Respekt vor unbedingtem Pazifismus, und ich halte ihn auch weder für naiv noch für wirkungslos.

Doch ich denke, dass es Situationen gibt, die die Anwendung von Gewalt, auch von tödlicher Gewalt, rechtfertigen. Die Verteidigung meines Lebens oder das eines anderen, der

dazu nicht in der Lage ist, also die klassische Notwehr oder Nothilfe. Und deren Pendants im Völkerrecht.

Ich halte auch Tyrannenmord im äußersten Notfall für moralisch legitim. Ob ich den Mut dazu hätte, ist eine andere Frage. Die schwierigere Frage dabei ist ohnehin: Wer definiert, wer ein Tyrann ist und wer nicht? Ich bin friedfertig, aber ich bin kein Pazifist – das habe ich beim Schreiben und Verwerfen des Antrages damals über mich gelernt.

Die Welt war zu Zeiten meiner grundsätzlichen Entscheidung eine sehr andere als die Welt heute. Der Kalte Krieg zog klare Demarkationslinien, auch wenn ich nicht glaubte, dass der Konflikt unausweichlich sei oder nur blanke Abschreckung den Ausbruch des heißen Krieges verhinderte.

Aber ich war mir bewusst, dass unsere Freiheit nicht selbstverständlich ist. Dass sie Blut gekostet hat. Dass meine Vorfahren Millionen Menschen getötet hatten, um andere Völker zu knechten, und dass diese Völker den Kampf zwar aufnahmen, um sich selbst vom deutschen Joch zu befreien, aber am Ende auch für meine Freiheit von der Tyrannei geblutet hatten.

Ich fühlte mich verpflichtet, diese Bereitschaft ebenfalls zu zeigen. Und das fühle ich auch heute noch.

In diesem Denken und Fühlen ist eine Wehrpflichtarmee natürlich die einzig denkbare Konstruktion der Streitkräfte. Es geht um die Freiheit aller, also sind auch alle zu ihrer Verteidigung verpflichtet. Dass unsere Freiheit so weit geht, den bedingungslos Friedliebenden von dieser Verpflichtung zu entbinden und die Verteidigung seiner Freiheit, seines Lebens an die Kampfwilligen zu übertragen, ihn also durch die Gemeinschaft zu schützen, obwohl er in gewisser Weise gegen das Interesse der Gemeinschaft verstößt – das hat mich immer ein wenig atemlos vor der Größe und Güte unserer Verfassung sein lassen.

Und die Geschichte gerade des Zweiten Weltkrieges zeigt, dass Länder, die ihren wehrfähigen Männern diese Freiheit auch im Krieg zustanden, wie Großbritannien und die USA, wo es eine nicht unerhebliche Anzahl von Kriegsdienstverweigerern gegeben hat, sich damit wahrlich nicht wehrlos gemacht haben, sondern im Gegenteil das Bewusstsein für die eigene Freiheit stärkten.

An die Parolen des Kalten Krieges konnte ich nicht glauben. Ich erkannte auch keinen Feind, drüben, auf der anderen Seite der Mauer. Ich fühlte mich nicht aus dem bösen Osten bedroht und vom guten Westen beschützt, so einfach wollte ich die Welt nie sehen.

Ich sah das Ganze abstrakt. Im Falle, diese Bundesrepublik Deutschland würde jemals, von wem auch immer, angegriffen werden, und das mit der Absicht, uns allen die Freiheit zu nehmen, dann würde ich mich an der Verteidigung dieser Freiheit beteiligen.

Ich war achtzehn Jahre alt, wehrpflichtig, tauglich und würde bald mein Abitur in der Tasche haben. Der Staat verlangte mir diese Pflicht ab, ich war einverstanden, also würde ich gehen. Und außerdem wollte ich einfach wissen, wie sich das anfühlen würde – Soldat zu sein. Eine weitreichende Entscheidung, die in gewisser Weise mein ganzes Leben prägen sollte.

Ich zog den Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer schriftlich zurück, und wenig später bekam ich die Aufforderung, mich bei der EVP, der Eignungs- und Verwendungsprüfung zu melden. Das war die erste Abkürzung, die ich bei der Bundeswehr kennenlernte. Ihr würden noch Myriaden anderer folgen und ich würde die Bundeswehr nicht nur als Armee, sondern auch in ihrer anderen Eigenschaft, nämlich als deutsche Behörde, kennenlernen.

Bei der EVP wurde in einer Reihe von Tests herausgefunden

den, für welche Verwendungen man sich psychisch und intellektuell eignet und für welche nicht. Sozusagen eine seelisch-geistige Musterung. Ich schwankte damals noch, mit was genau ich gerne meinen Wehrdienst verbringen wollte. Nur eines war klar: Ich wollte dabei auch etwas erleben, etwas mitnehmen für später. Auf keinen Fall nach der Grundausbildung stumpf in irgendeiner Kaserne Dienst abreißen, weil niemand mehr irgendwas für mich zu tun hatte. Diese Geschichten kannte man zur Genüge von Ehemaligen aus der irrwitzig aufgeblasenen 495 000-Mann-Bundeswehr dieser Zeit.

Zwischen Fallschirmjägern (Adrenalin), Gebirgsjägern (endlich was gegen die Höhenangst tun) und Marine (*Join the navy, see the world*) hin- und hergerissen, entschied ich mich schließlich für die letzte Variante.

Die erste Folge davon war, dass der Durchführende dieser EVP tierisch genervt war, weil er dafür besondere Unterlagen aus dem Schrank wühlen musste und ich der einzige von gut hundertfünfzig jungen Männern war, der zur See wollte. Die Marine nahm schon damals ausschließlich Freiwillige. Auch als Wehrpflichtiger musste man sich melden, um überhaupt in die Auswahl zu kommen.

Als Zweites kam viele Wochen später ein Anruf von der Stammdienststelle der Marine in Wilhelmshaven, in der mir von einem Offizier mitgeteilt wurde, dass ich für die Marine als Funker in Frage käme, aber doch einen KDV-Antrag gestellt hatte? Ich sagte, ja, aber den hab ich doch zurückgezogen. Das wisse er und es freue ihn auch, allerdings sei es so, dass die Ausbildung zum Seefunker sehr aufwendig und teuer sei und man wolle das nicht in einen Mann investieren, der es sich dann vielleicht doch noch anders überlegt. Zudem noch einer, der dann womöglich mitten auf dem Ozean seinen Pazifismus wiederentdeckt. Einen Panzergrenadier

hätte man ja schnell wieder in der Kaserne, aber einen Seemann?

Ich fragte, nicht ganz ernsthaft, was ich denn nun noch tun könne, um der Bundeswehr zu beweisen, dass ich gewillt war, meinen Dienst bis zum letzten Tag zu leisten.

Dazu hatte die Bundeswehr tatsächlich eine Idee, und die teilte mir der Marineoffizier auch mit. Ich solle doch bitte einen Text schreiben, etwa im Umfang eines Antrages auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer, in dem ich darlege, warum ich mich nun entschlossen hätte, doch Wehrdienst zu leisten.

Ich war zunächst sprachlos.

Dann nahm ich die Aufgabe einfach als Versicherung dagegen an, dass ich eventuell doch nicht aus moralischen Gründen den Wehrdienst leisten wollte, sondern aus Bequemlichkeit. Tatsächlich lernte ich im Wehrdienst dann später einige Kameraden kennen, denen eine Verweigerung schlicht zu viel Mühe gewesen war und für die außerdem dazukam, dass der Wehrdienst ja schneller vorbei sei. Damals dauerte dieser fünfzehn Monate und der Zivildienst stolze zwanzig.

Ich fragte den Offizier, ob das ein übliches Verfahren sei, worauf er mir antwortete, das glaube er nicht, ich sei ja auch kein üblicher Fall. Ich bin also vermutlich der einzige Wehrpflichtige, der je eine Begründung geschrieben hat, warum er *nicht* verweigert ...

Die Begründung war jedenfalls offenbar einleuchtend, denn am vierten Januar 1988 trat ich meinen Wehrdienst in der vierten Inspektion der Marinefernmeldeschool, Lehrgruppe Grundausbildung, in Eckernförde an.

Die rein militärische Ausbildung war bei der Marine eher nebensächlich. Wir lernten marschieren (»Damit ihr beim Marsch zum Gelöbnis wenigstens ausseht, als ob ihr Soldaten wärt«), schießen (»Wenn ihr mal Wache stehen müsst,

sollt ihr kein Risiko für euch und die Menschheit sein«) und die tiefste Gangart im Gelände, sprich kriechen (»Ich kann Ihren Arsch immer noch wackeln sehen«).

Den weitaus größten Teil machte aber die fachliche Vorausbildung für den Job, den wir später mal an Bord machen sollten, aus. Für uns angehende Funker hieß das, mit der Schreibmaschine schreiben zu lernen – damals wurde hauptsächlich mit Funkfernsehern gearbeitet – und Morsezeichen zu üben. Nach drei Monaten wechselten wir dann alle an die »richtige« Marinefernmeldeschool in Flensburg und bekamen die dreimonatige Vollausbildung in Fernmelde-technik, Fernmeldeverfahren, Schlüsselwesen, Funkgruppen, mehr und schneller morsen und Maschineschreiben und vor allem: Vorschriften, Vorschriften, Vorschriften.

Danach fuhr ich ein Jahr lang auf einem alten Zerstörer zur See. Wir waren vier Wochen im Nordatlantik, ohne jemals Land zu sehen. Weitere vier Wochen sind wir im Seegebiet nördlich Schottland auf Manöver gewesen. Zum Ende meines Wehrdienstes kam dann als Highlight eine viermonatige Mittelmeerreise. Auf der Hinfahrt durchfahren wir Ende Februar einen dreitägigen Jahrhundertsturm in der Biskaya. Windstärken bis elf Beaufort und Brecher von mehr als zehn Metern Höhe. Es war beängstigend und großartig. Ich hatte Glück und wurde nie seekrank, das Einlaufen in Lissabon danach bei sonnigen fünfzehn Grad war ein Fest.

Ich hatte extra wegen dieser Reise noch eine dreimonatige Reserveübung an meinen eigentlich Ende März endenden Wehrdienst gehängt. Das taten auch einige andere Kameraden. Der Schiffsführung war das sehr recht, weil sie so erfahrene Mannschaftsdienstgrade behalten und nicht mitten in so einer Reise durch völlige Neulinge ersetzen musste.

Viereinhalb Monate später zog ich braungebrannt und mit ausgebleichten Haaren die Uniform aus und ging nach Hause.

Im November, vier Monate nach meinem Ausscheiden aus der Bundeswehr, endete der Kalte Krieg mit dem Mauerfall.

Ich begann ein Studium, wechselte zu einem anderen, entdeckte, dass ich Schauspieler werden wollte, und im August 1990 marschierten irakische Truppen in Kuwait ein. Der zweite Golfkrieg, oder nach NATO-Rechnung der erste, erschien am Horizont. Ein Freund rief mich an, sehr besorgt, und fragte, ob ich denn schon eine Einberufung bekommen hätte. Ich fand den Gedanken sehr befremdlich, schließlich war nirgends die Rede davon gewesen, dass Deutschland sich an diesem Krieg beteiligen würde.

Aber der Freund brachte mich zum Nachdenken. Was wäre, wenn es dazu käme? Das war keine Landesverteidigung, das stand fest.

Kurz danach nahm ein anderer Freund Kontakt auf, der zur selben Zeit wie ich seinen Wehrdienst geleistet hatte. Er schrieb gerade eine nachträgliche Verweigerung. Er folge der Diskussion und er könne dies auf keinen Fall mit seinem Gewissen vereinbaren.

Mir war dieser Schritt in jedem Fall zu voreilig, es bestand ja noch kein konkreter Anlass. Und sozusagen prophylaktisch den Dienst an der Waffe zu verweigern, bevor man überhaupt dazu aufgefordert wird, kam mir panisch vor.

Ich war damals zweiundzwanzig und natürlich kein Völkerrechtler, aber es war jetzt wichtig für mich, mir eine Meinung zu diesem Krieg zu bilden.

Grundsätzlich halte ich es für nicht in Ordnung, einfach so über ein Land herzufallen. Der Irak hatte mit Kuwait genau das getan. Es ging dabei um Öl und um die Kontrolle über die fast fünfhundert Kilometer lange Küste Kuwaits. Der Irak hat, trotz seiner Größe, auf nicht mal fünfzig Kilometer Länge Zugang zum Meer.

Kuwait ist aber nicht Deutschland und auch nicht Mitglied der NATO, konnte sich also nicht auf den Gedanken der kollektiven Verteidigung berufen, der ja entscheidendes Bindeglied zwischen allen NATO-Ländern ist. Ein Angriff auf einen der NATO-Partner ist ein Angriff auf alle Mitglieder, und also sind alle auch zur Verteidigung des einen verpflichtet.

Die UNO kam ins Spiel. Eine Resolution wurde verabschiedet.

Man konnte berechtigt zweifeln an der ausschließlichen Lauterkeit der westlichen Motive, schließlich ging es nicht nur um die Freiheit Kuwaits, sondern auch um Öl, um geostrategische Interessen. Einerseits.

Andererseits war kein Zweifel, dass der Irak über Kuwait hergefallen war und das Land nicht in der Lage, sich selbst von dieser Besatzungsmacht zu befreien. Die Vereinten Nationen hatten dieses Bedürfnis anerkannt, die Invasion verurteilt und den Auftrag erteilt, die Besetzung Kuwaits durch den Irak mit militärischen Mitteln rückgängig zu machen.

Ich konnte tatsächlich zu keiner wirklich festen Überzeugung gelangen, ob es gerechtfertigt sei, in Kuwait zu intervenieren. Wobei mich Vokabeln wie diese in dem Zusammenhang immer stören. Sie verschleiern mehr, als sie verdeutlichen, als wollten sie schwerwiegende Vorgänge verdaulich machen.

Die irakische Armee hatte einen Krieg gegen Kuwait geführt und gesiegt. Im Auftrag der UN würde nun ein Krieg gegen den Irak auf irakischem und kuwaitischem Boden beginnen. Krieg, das heißt: Menschen sterben, Menschen töten. Menschen werden verwundet, verstümmelt, traumatisiert. Vertrieben, in Gefangenschaft genommen. Es bedeutet, dass Milliarden und Abermilliarden ausgegeben werden für

Treibstoff, Munition, Verpflegung, Sanitätsmaterial. Dass die Umwelt leidet, Tiere sterben, Vegetation vernichtet wird. Dass Ortschaften und Städte in Trümmer gelegt werden. Heimat zerstört wird.

Wenn Deutschland sich entschließen würde, in diesem Krieg mitzukämpfen, und wenn ich dazu einberufen würde – was wäre das Richtige, was wäre zu tun?

Ich war damals ein jugendlicher Floater mit großem Erlebnishunger. Ob es überhaupt rechtens wäre, sich an diesem Krieg zu beteiligen, konnte ich nicht entscheiden, da stachen sich die Ansprüche von Grundgesetz, NATO und UNO gegenseitig aus. Mir blieb am Ende nur eines übrig: auf eine gut begründete Entscheidung der Politik zu vertrauen. Und wenn diese auf Teilnahme an diesem Kampf fallen würde, dann würde ich gehen, sollte ich gerufen werden. Naiv? Am Ende ist es doch immer die Frage in sich selbst hinein. Willst DU das? Kannst DU das?

Die USA und Großbritannien verhandelten, drohten, kauften, überzeugten, was auch immer, eine Koalition zusammen. Zwanzig weitere Nationen erklärten sich bereit, Truppen für diesen Krieg zu stellen. Deutschland war nicht dabei. Die Regierung Kohl hatte ein Agreement getroffen, dass sich Deutschland mit ganz erheblichen Mitteln an der Finanzierung dieses Krieges beteiligen würde, aber keinesfalls mit Truppen. Umfragen ergaben, dass die Bevölkerung sogar mehrheitlich mit Steuererhöhungen einverstanden war, um diesen ›Freikauf‹ zu finanzieren.

Ich war enttäuscht. Nicht, weil ich jetzt nicht ins Mittelmeer oder den Persischen Golf geschickt werden würde, sondern weil ich fand, damit sei überhaupt keine Entscheidung getroffen, sondern wieder mal etwas verschleiert worden. Meiner Meinung nach bedeutet, sich an einem Krieg zu beteiligen, Soldaten zu entsenden und mit den Folgen zu le-

ben. Und sich nicht an einem Krieg zu beteiligen heißt, ihn für ungerechtfertigt zu halten. Und dann finanziert man ihn auch nicht.

Das deutsche Dilemma dieses Golfkrieges von 1991 zieht sich durch alle Kriege seither, an denen Deutschland sich beteiligen sollte oder sich beteiligt hat. Es ist ein Dilemma der Politik, die bis heute nicht fähig ist, einen ehrlichen Dialog mit dem deutschen Volk darüber zu führen, ob wir Gewalt einzusetzen bereit sind oder nicht. Und wenn ja, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen. Das vor allem.

Und es ist ein Dilemma dieser Armee, die nach wie vor nicht weiß, wer sie sein will und sein soll. Und natürlich abhängig ist von der Politik, denn nur das Parlament kann diese Armee außerhalb des Verteidigungsfalles in Marsch setzen, und nur die Politik darf Ziele und Einsatzzwecke dieser Armee definieren. Die Armee unterliegt diesem Primat der Politik.

Aber am Ende der Kette packen deutsche Bürger ihr Einsatzgepäck und steigen in ein Flugzeug. Sie landen auf einem Flecken Erde, wo die Dinge nicht so rund und satt laufen wie in Deutschland. Und man schickt sie, die Soldaten, weil es für die anderen, für das Technische Hilfswerk und die Entwicklungshelfer, zu gefährlich ist oder weil es für die erst mal noch nichts zu tun gibt. Denn wer kann schon Trümmer beseitigen oder ein Land aufbauen, solange in diesem Land noch gekämpft wird?

Nach dem Ende des ersten Golfkrieges bestand ich die Aufnahmeprüfung an der Schauspielschule und nahm im Sommer 1991 das Studium auf.

Es kam Somalia, dann die Jugoslawienkriege. Somalia nahm ich sehr aus der Ferne mehr als seltsames Abenteuer

wahr. Aber die Kriege auf dem Balkan erschütterten mich tief. Hier gab es für mein Empfinden gar keine Alternative zu einem Eingreifen von uns europäischen Nachbarn, und ich wartete geradezu täglich auf eine Entscheidung. Zu Beginn war meine innere Anteilnahme so groß, dass ich mir fest vornahm, sollte es zu einem entschiedenen Eingreifen kommen, würde ich sofort versuchen, mich freiwillig zu melden.

Aber es geschah lange, lange nichts. Und als sich Europa endlich entschlossen hatte, als es ein UN-Mandat gab, da waren es vor allem die Briten und Franzosen, die mit hohem Engagement und ohne lange Diskussionen den schweren Teil übernahmen.

Wir Deutschen zögerten wieder.

Srebrenica hat mich fassungslos gemacht. Ich sehe mir heute immer noch von Zeit zu Zeit die gespenstischen Videos von Mladic an, der den niederländischen Oberst Karremans demütigt und ängstigt. Etwas Schlimmeres kann man einem Soldaten seelisch kaum antun, als ihm seine Machtlosigkeit vorzuführen, die Unfähigkeit, die zu retten, zu deren Schutz er eigentlich bestellt ist.

Viele Veteranen des niederländischen UN-Kontingents, des Dutchbat, sind schwer traumatisiert, noch heute. Es gab eine Menge Selbstmorde unter ihnen. Roméo Dallaire, der kanadische General, der sich selbst ein Versagen in Ruanda attestierte, weil er es nicht geschafft hatte, alle Anweisungen und Befehle der UN zu ignorieren und damit unzählige Menschen zu retten, hat zweimal versucht, sich zu töten, und leidet noch heute an schweren Depressionen.

Ich will damit sagen: Es gibt – neben vielem Fragwürdigen – auch ein soldatisches Ethos, das es befiehlt, sich für Schwache einzusetzen. Sein Leben, seine Gesundheit in die Waagschale zu werfen und die Schuld des Tötens auf sich zu laden. Für andere. Ich habe tiefen Respekt vor diesem Ethos

und ich hoffe immer, dass ich, sollte ich je in die Lage kommen, den Mut habe, diesem Ideal zu folgen.

Afghanistan war und ist anders als jeder der vorher genannten Konflikte und hat doch mit allen Berührungspunkte oder Gemeinsamkeiten. Gleichgültig, was darum herum alles eine Rolle spielt, im Zentrum steht wieder einmal ein geschundenes Land und vor allem geschundene Menschen, deren Leben ohne Hilfe von außen nicht besser werden wird.

Der Krieg in Afghanistan hat die Bundeswehr dramatisch verändert. Weit mehr als jeder andere Einsatz. Andererseits ist vieles gleich geblieben. In der Bundeswehr, aber vor allem auch in Politik und Gesellschaft. Mich haben dieser Krieg und diese Entwicklung so gefesselt, dass ich mich in meinem ersten Roman damit auseinandersetzte.

Um zu recherchieren, nahm ich Kontakt zur Luftlandebrigade 26 im Saarland auf. Die saarländischen Fallschirmjäger hatten zu diesem Zeitpunkt im Jahr 2009 die größte Kampferfahrung in Afghanistan und auch die meisten Toten in einem geschlossenen Verband. Sie luden mich zu einem Gespräch ein, und ich fuhr hin. Dann ein zweites Mal, diesmal für zwei Tage. Der Presseoffizier fuhr mit mir durch alle Standorte, und ich konnte mit einigen Soldaten sprechen, die im Einsatz gewesen waren. Es faszinierte mich. Was sie erzählten, war ganz anders, als das, was man in den Zeitungen las oder im Fernsehen sah. Nicht, dass wir belogen würden in den Medien. Nein, es war eine völlig andere Bewertung und Erzählung dessen, was dort geschah. Und: Ich stand vor einer anderen Generation von Soldaten als der, die ich aus meinem eigenen Wehrdienst kannte. Abgeklärter, professioneller.

Ich begriff, dass ich durch Reden niemals genug verstehen würde, um ein gutes Buch zu dem Thema zu schreiben. Ich wollte am eigenen Leib spüren, wie diese Bundeswehr sich

verändert hat und was es heute heißt, Soldat dieser Bundeswehr zu sein.

Drei Monate später stand ich an einem Dezembermorgen um sieben Uhr früh in Flecktarn inmitten einer Fallschirmjägerkompanie auf einem verschneiten Kasernenhof, und ein Hauptmann rief laut ins winterliche Dunkel:

»Es tritt vor der Hauptgefreite der Reserve Weber.«